

# In freier Stunde

## „Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(28 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

„Tür oder Fenster, zum letztenmal!“ Er war sehr ernst.

„Tür . . .“

„Das nenn' ich ein Manneswort, kurz und klar.“ Er stieß die Tür mit dem Fuß auf: „Hinaus in die Ferne.“ sagte er mit einem sonnigen Lächeln und beugte den Arm, an dem Starosch schwebte. Und ein Ruck, und Starosch schoß, wie von der Sehne geschleudert, durch den Windfang ins Freie. „Fröhliche Fahrt!“ rief Jolli und setzte ihm nach. Im Vorüberlaufen riß er einen kräftigen Eichenstod aus dem Schirmständer. Starosch lief aus Leibeskräften, kein Boger, aber ohne Frage ein guter Sprinter.

„So warten Sie doch!“ rief Jolli ihm nach und schwang die ungebrannte Eise. „Wir müssen noch wegen Ihres Gepäcks miteinander sprechen! Geben Sie mir Ihre Adresse, schreiben Sie mir eine Ansichtskarte von der Reise!“ Starosch war bereits auf dem Birkenweg und Jolli noch nicht einmal bei der Ausfahrt. „Passen Sie auf, nach hundert Metern kommt die Chaussee, und rechts geht's zur Grenze, rechts — rechts!“

Und nun war alles gut. Die Luft atmete sich leichter und roch besser, zweifellos. Wenn er nun ins Haus zurückkam, so hing dort ein altes Telephon, mit heißeren Membranen zwar und einer Menge anderer Tücken, aber es handelte sich ja auch nicht um ein Ferngespräch, sondern um eine ganz nahe Nahverbindung, sozusagen. Jolli drehte sich um, er ging heimwärts, mit dem Gesicht eines Mannes, der sein Tageswerk zur Zufriedenheit vollbracht hat.

Als er aus den Ginsterbüschen auf die runde Aufahrt des Hauses trat, stand Simones blauer Wagen vor der Freitreppe, und die Kammerfrau der Kleinen war tüchtig bei der Arbeit, einen Berg von Koffern und Hutschachteln zu verfrachten.

So rasch? dachte er ein wenig befremdet. Aber schließlich war er der letzte, der Tom den eiligen Aufbruch in die Flitterwochen mißgönnte. Die zweijährige Wartezeit entschuldigte alles. Und dann trat Simone aus dem Hause, mit Muz, der Bestie, auf dem Arm. Sogar für den Archäopteryx hatte der Jolli heute verständliche Gefühle. Er wünschte einen guten Morgen und streckte die Hand gegen Simone aus. Wenn schon Versöhnung, dann auch nach allen Seiten. Wie bitte, Simone ging vorüber, kühl und stumm? Und setzte sich ans Steuer in ihrem hübschen Fahrmantel und dem weißen Staubläppchen? Und Tom? — Tom?

Es war zum wenigsten merkwürdig, daß Tom noch immer nicht zu sehen war. — Man schaltet doch auch für gewöhnlich die Zündung erst in dem Augenblick ein, in dem alle Fahrteilnehmer vollzählig versammelt sind. Er sprang an den Wagen, dessen Schlag Nada soeben scharf und unzweideutig zuschlug.

„Tom?“ rief er in die geschlossenen Fenster hinein, noch immer verblüfft und mit einem so unsicheren Gefühl, am Ende unter Halluzinationen zu leiden.

Plötzlich zerriß ein Knall die Luft — scharf und kurz — ein Schuß! Woher? Park! — Im Wagen schien man nichts gehört zu haben. „Tom!“ schrie er und drehte sich verstört um. „Tom!“ Er lief in den Park hinein, in die Taxusalley, die Detonation noch im Ohr. „Tom! — He, Tom!“ Nichts — keine Antwort. Er rannte weiter, von unheilvollen Ahnungen gehezt, an einer Nische vorbei, an noch einer . . .

Und dann fand er ihn. Auf der Bank, wo Tom vor langen Jahren einmal Vera Malekzi geküßt hatte.

Die Gewalt des Schusses hatte ihn halb über die hölzerne Lehne gerissen. Der Browning in seiner verkrampten Hand rauchte noch. An der rechten Schläfe waren die Haare um ein kleines Loch kreisrund abgelenkt, und die Gesichtshälfte war ein wenig schmutzig von Ruß und Pulverschleim. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Ein dünnes, hellrotes Rinnjal siderte über seine Wange und verlief sich im Hals. Sein Gesicht war friedlich. Er lächelte. Es war zu Ende.

Es war still ringsum, so still, daß das Summen des Automotors bis hier zu hören war. Jolli drehte sich wild um. Zurück! Blind vor Schmerz und kochend vor Zorn lief er zurück. — Simone . . .

Er stürzte dem Wagen nach, der den Hof verließ, als er selber aus dem Park auftauchte. „Halt!“ schrie er, „halt!“ und keuchte hinterdrein. Und nochmals „halt!“, aber der Wagen bog bereits durch die Ausfahrt in den Sandweg ein. Er rannte ihm nach, als könne er ihn noch zurückholen — er schüttelte die Fäuste. Im Vorwärtsjagen raffte er einen Stein vom Boden auf, wie er ihn gerade fand, einen glatten, handgerechten Kiesel, und schleuderte ihn dem Wagen nach, mitten hinein in den blanken Lack. Für einen Augenblick tauchte hinter dem rückwärtigen Fenster Nadas Frage auf. Der zweite Stein verfehlte das Ziel, er fiel kurz hinter dem Wagen in den Sand, und die Räder wirbelten herum und rissen den Wagen vor-

wärts. Hinter einer Staubwolke zog er ab, hinter einer grauen dicken Fahne, die der Westwind über den reisenden Roggen abtrieb.

Im Hause hatte man den Schuß gehört. Herta und Wendom, die sich nach dem Eintreffen der Brüder auf Warjethen auf Jollis Wunsch auf ihre Zimmer versüßt hatten, kamen ihm nun verstört entgegen. Und dann standen sie vor dem Toten. Herta schluchzte erstickt. Wendom wackelte mit dem Kopf — grauenhaft — und hinten schlichen die Mädchen herbei und drängten sich verschüchtert zusammen. Linnemann, der gerade vom Felde kam, scheuchte sie ins Haus zurück; er selbst lief, um eine Tragbahre herbeizuschaffen.

Hans Hellborn löste die Waffe aus Toms erhaltender Hand. Einen kleinen, zierlich gearbeiteten Browning. Im Lauf trug er die Prägung „Made in U.S.A.“ und die Firma „Madenzie & Hellborn“ —

Und wieder waren sie alle auf Warjethen versammelt, die Herrschaften aus Grünheide, Madrasken, Baraton und zehn Meilen im Umkreise; die alten Onkels und Tanten von Staisgen und Kadrienen, und die Brennekamps, die Malektis, die Wannows und Ottendorffs. Auf ihren Kaleschen und vorsintflutlichen Automobilen kamen sie herbei zur Bestattung des zweiten toten Hellborn. Und wie es sich ihm gegenüber ziemte, der seine Schuld wie ein Edelmann bezahlt hatte, begruben sie mit ihm auch ihren Groll und löschten alles, was nicht zu ihm gehört hatte, aus ihren Herzen. Und polterten rauh und gut im Warjethen Hause herum, tranken ihren Kaffee und manchen Schnaps hinterher, und blieben, wie es so üblich war, zum Abendessen und brachen mancher Flasche den Hals. Ihre Trostprüfche waren alt, aber gut gemeint, und so ist es nun einmal im Leben, daß die Alten sterben müssen und die Jungen sterben können.

Ueber Simone verlor niemand ein Wort; auch über Herrn Starosch nicht. Man wußte ja auch nichts Genaueres und hielt den Schuß für den Schlüsselstrich einer Dreiecksgeschichte. Wahrscheinlich war es so. Das einzig Positive, das über den Umkreis des Warjethen Hauses hinausgedrungen war, vielleicht durch das Geschwäh einer Magd, waren ein paar Tatsachen über Jollis Abrechnung mit Herrn Starosch. Und dafür heimste der Jolli von allen Seiten, ohne daß über den Anlaß der Druckfreudigkeit ein Wort gesprochen wurde, eine Anzahl knochenbrechender Händedrücke und schallender Schulterschläge ein. Na ja, man nahm eben das Erfreuliche, wo man es herkriegte. —

Auch über das Schicksal von Warjethen wurde nicht gesprochen. Man war wohl überzeugt davon, daß durch Toms Tod die Entscheidung gefallen war, und nahm als Selbstverständlichkeit hin, was, soweit es den Hauptbeteiligten, nämlich Jolli, betraf, noch gar

nicht so ohne weiteres selbstverständlich war. Nun ja, er hatte drüben eine Fabrik . . . ach Dred! — Und da war ja schließlich noch dieser Madenzie da, dieser Amerikaner. Ein famoser Bursche übrigens, und ein Kerl, na Gott bewahre dich, mit dem 'nen Streit zu kriegen! Und trinkfest, jawohl, und mit einer ausgesprochen guten Zunge für berühmte Jahrgänge begabt. Nur Tante Josefthens Käfwurm, von den Wagnother Käfwürmern, kam nicht auf ihre Rechnung, als sie unentwegt Madenzie mit ziemlich ostpreußisch gefärbtem Englisch in ein hochgebildetes Gespräch über die amerikanische Literatur verwickeln wollte; Poe, Whitman, Borden und so weiter . . . Ja, da mußte sich der Mann mit der heimlichen Liebe zur Häuslichkeit und zu guten Büchern schnell verdrücken. — Poe verwechselte er mit dem Gewehrfabrikanten gleichen Namens, und von Whitman wollte er nichts als den Schlager „Mike, du süßer Bengel“ kennen. Bums, da sank er natürlich in Tante Josefthens Achtung. Nein, sagte sie, so einer wäre ihr Whitman nicht! —

Die Herren führten landwirtschaftliche Gespräche; nicht zu vergessen, man stand kurz vor der Ernte, und wenn das Wetter einem nicht einen Strich durch die Rechnung machte, dann brachte man einen Roggen ein, der sich sehen lassen konnte. Und war die Ernte unter Dach, dann kamen die Remontenverkäufe, und dann die Kartoffeln — nein, nein, es riß ja niemals ab.

Nach dem Kaffee, den die ganze Gesellschaft gemeinjam an langer Hufeisentafel im grünen Saal einnahm, verteilte man sich in die einzelnen Räume des großen Hauses. Die älteren Damen zog es unwiderstehlich in die oberen Räume, wo „sie“ gehaust hatte. Achott, na wenn man diese Möbel sah, dann erklärte sich ja verschiedenes! — So ein ungesunder Luxus! Wahrhaftig, Sessel mit verstellbaren Lehnen. Hat man so was schon gehört? Und Holz, worin du dich spiegeln kannst, und faßt du einmal ohne Handschuhe drauf, dann hast du gleich den Daumenabdruck oben wie im Verbrecheralbum . . .

Die Herren zogen sich ins Nebenzimmer zurück, wo die Zigarrenkisten und die Schnäpse bereitstanden. Da ließen sie sich schwer in die Sofas und Stühle fallen. Viele von ihnen waren da, die sich seit dem Begräbnis des alten Warjethers zum erstenmal wieder sahen. Ja, die Wege waren weit und der Sommer ausgefüllt mit Arbeit. Der Barataner ließ sich neben dem alten Herrn Ottendorff ins Moosgrüne nieder. Sie waren Vettern, die beiden. Wer war übrigens nicht miteinander verwandt in diesem Kreise? Die Herren wählten sich mit einer Bedachtsamkeit und Kennerhaftigkeit, als handle es sich um einen Pferdekauf, ihre Zigarren aus und setzten sie mit umständlichen Radfeuerzeugen in Brand.

(Schluß folgt)

## Jim und der Tabak

Skizze von Herbert Reinhold

Solange Jim Tabak hatte, war er ein guter Kamerad, wie man selten einen findet.

Wir zogen damals über das Padeis nach dem Baffinland. Wir waren zu dreien, und wir hatten nur das nötigste Gepäck bei uns. Wir mußten uns höllisch beeilen, denn das Eis wönderte schon stark mit der Strömung. Oft zwangen uns breite offene Rinnen zu großen und ermüdenden Umwegen. Wir wanderten zumeist nachts, und wir strengten uns an, aber wir schafften selten mehr als zehn Kilometer im Tage. Jim war mit uns gegangen, nicht, weil wir ihn darum baten, sondern weil ihn das Abenteuerliche unserer Reise fesselte.

Wir lebten ausschließlich von Seehunden, die wir unterwegs schossen und die uns alles gaben: Nahrung und Brennstoffe. Wir aßen alles salzlos, das waren wir längst gewohnt.

Wir rauchten nicht, nur Jim hatte dauernd die Pfeife im Munde. Er schleppte sich mit einem Zweiflopatet Shag herum. Er sprach selten, und wenn er es dennoch tat, dann sprach er zu sich selbst oder zu seiner Pfeife. Wir verlachten seine Leidenschaft nicht, obwohl er uns oft genug damit aufhielt. Brannte er sich nämlich eine neue Pfeife an, dann tat er das mit einer umständlichen Feierlichkeit, die uns jedesmal bis aufs Blut reizte.

Acht Wochen wanderten wir so übers Eis. Unerbittlich glühte die Sonne, daß wir tagsüber im Zelt lagern mußten und nur nachts, wenn sich die Temperatur genügend abgekühlt hatte, wandern konnten. Aber auch nachts schmerzte uns das Sonnenlicht, das mindestens eine schimmernde Dämmerung erzeugte. Wir wanderten, jagten, lagerten, kochten, aßen und

schließen. Und Jim rauchte seine verdammte Pfeife. Oftmals beerdeten wir ihn um seinen Genuß, den wir nicht kannten, denn wir waren seit jeher Nichtraucher. Uns quälte es, wie einer, der unser Kamerad war, etwas voraus hatte. Insofern freuten wir uns, daß Jims Tabakvorrat zusehends weniger wurde. Wir lachten über sein klägliches Gesicht, als er sich zum letzten Male die Pfeife stopfen konnte. Wir lachten, aber wir hätten nicht gelacht, wenn wir gewußt hätten, was uns bevorstand.

Am ersten Tage wanderten wir noch unsere knappen zehn Kilometer. In der Ferne sahen wir schon die Landmarken Baffinlands. Zum Abend lagerten wir vor einer offenen breiten Rinne, vor der wir machtlos warten mußten, bis uns ein gütiges Geschick eine begangbare Eisdecke schenkte. Wir hatten einen Seehund erbeutet, den wir ausschälten. Jim, der den ganzen Tag an seiner kalten Pfeife getaut hatte, sah abseits und döste. Er murmelte vor sich hin, er schimpfte unbedeutliches Zeug. Wir ließen ihn in Ruhe, denn wir ahnten, wie sehr ihn das Ende seines Tabakvorrates niederdrückte.

Nachts im Zelt sprach er uns auf einmal an. „Wie weit ist es noch bis zum Land?“ fragte er. Wir schwiegen. So eine Frage war uns doch zu dumm. Jim kannte den Weg nach Baffinland besser als wir. Er mußte verrückt geworden sein. Er stierte uns mit leeren Augen an, daß wir so etwas wie Mitleid verspürten. „Und ob drüben Leute sind, die Tabak haben?“ fragte er weiter. Das also war es, ihn plagte die Sucht. Er fragte uns noch vielerlei, aber wir gingen nicht darauf ein, und das war unser Fehler. Mit einem Süchtigen soll man sich unterhalten, man soll ihm Rede stehen, man soll seine Sucht oder das Gefühl dafür teilen. Nun, wir waren Jims Kameraden, aber wir waren nicht seine Ärzte.

Es wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Unsere Nerven waren an sich angespannt — die Rinne wollte nicht zusehen, das Thermometer sank auch nachts nicht unter elf Grad, und Jim brachte uns vollends in Harnisch. Er jammerte und stöhnte, er fraß seine Pfeife auf, er laute das Leder seines Tabakbeutels, er suchte jeden Fehlen zusammen, der nur irgendwie nach Tabak roch. Er aß wenig und weniger, sein ganzes Denken war auf den Tabak gerichtet. Er quälte sich und uns.

Wenn Jim nicht gewesen wäre, hätten wir die Rinne überschritten. Aber Jim war nicht zu bewegen, über das dünne Eis zu gehen. Es drängte ihn nach dem Land, er trieb uns an, etwas zu tun, er beschimpfte uns, weil wir warteten — aber daß er selbst seinen Teil zum Vorwärtstommen beitragen mußte, darauf kam er nicht.

Endlich, nach Tagen tödlichen Wartens, wurde es kalt. Die Rinne froz zu, und die Eisdecke wurde über Nacht stark genug, uns zu tragen. Wir nahmen unsere Bündel auf und machten uns auf den Weg. Jim hatten wir in der Mitte. Er war ein Kammerlappen, ein willenloses Bündel Mensch. Oft blieb er stehen und behauptete, er könne keinen Schritt vorwärts gehen. Wir mußten ihn mitschleppen, und das hielt uns auf. Das Eis war tödlich, wir hatten alle unsere Sinne anzustrengen. Wir schwigten vor Erregung.

Jim klagte sich an. Er verwünschte den Tag, der ihn ohne genügend Tabak über das Eis gehen ließ. Er war überzeugt, das Land lebend nicht mehr zu erreichen. Dabei ging es ihm gar nicht schlecht, denn wir schweigten damals geradegu in Nahrungsmitteln. Ach ja, der Kamerad Jim!

Zehn Kilometer vor der Küste war offenes Wasser. Wieder hielten wir an. Jim nahm die neue Verzögerung gelassen hin. Er hockte sich gegen die See und blieb da sitzen. Er kam auch nichts nicht ins Zelt. Er hatte vergessen, wo er war. Sein Anblick mußte Mitleid erregen. Tief lagen ihm die Augen in den Höhlen. Er zitterte am ganzen Leibe. Uns beachtete er

nicht. Wir sprachen ihm gut zu, wir gaben ihm Nahrung und Trank, aber er ging auf nichts ein.

Wenn unsere Lage nicht so trostlos gewesen wäre, hätten wir Jim einfach gezwungen, Disziplin zu halten. Die Küste lag nahe, aber für uns war sie fern. Wir hatten kein Boot, um überzusetzen. Wir konnten nichts tun als warten und kämpfen. Jim trug die Schuld an der Verzögerung — seinetwegen nur waren wir so langsam vorwärts gekommen, aber wir trugen ihm nichts nach. Wir sann auf Rettung, denn lange konnten wir uns auf dem Eis nicht mehr halten. Täglich, kühnlich wurde es wärmer. Wir schossen Seehunde, schälten sie aus und bliesen die Bälge mühsam auf, um so ein Floß zu gewinnen. Jim sah uns mit leeren Augen zu.

Als wir das Floß zu Wasser ließen, die Tragfähigkeit zu prüfen, brüllte Jim wie besessen auf. Schwankend kam er auf uns zu und flehte, ihn nicht zurückzulassen. Wir sagten, daß wir ihn selbstverständlich mitnehmen wollten, aber er traute uns nicht. Er schwang sich vorzeitig auf das Floß, so ungeschickt, daß wir kippten und ins Wasser fielen.

Wir retteten uns und das Floß. Jim schwamm ohne unsere Hilfe auf das Eis zurück. Das kalte Bad ernüchterte ihn und gab ihm Auftrieb. Er prustete wie eine Kobbie und schimpfte über seine Torheit, die unser aller Leben hätte kosten können. Er packte mit zu, daß wir bald zum zweiten Male das Floß zu Wasser lassen konnten. Unser Gepäc, das Zelt und einige Stücke Seehundspeck vertäuten wir obendrauf. Dann fuhren wir los.

Jim sollte die Steuerung übernehmen, aber er bestand darauf, zu rudern. Wir tauchten unsere Gewehre in die See und kämpften so gegen die Strömung, die vom Land her kam. Vier Stunden hindurch schafften wir verbissen. Das Floß schwankte in einem fort, es war ein dürftiges Fahrzeug. Doch wir hatten Glück, das Wetter war glänzend und die See glatt wie Del. Wir schwigten und stöhnten und arbeiteten uns die Hände blutig. Jim machte nicht lange mit. Die Anstrengungen überstiegen seine Kräfte. Wir forderten ihn oft genug auf, mit dem Rudern aufzuhören, aber er hörte nicht eher, bis er endgültig zusammenklappte. Er kippte lautlos vornüber.

Zehn Kilometer nur waren es bis zum Land, und es wurde ein endloser, qualvoller Weg. Fünfundzwanzig Stunden in einem fort kämpften wir gegen die Strömung. Als wir das Land erreichten, waren wir vollkommen erschöpft. Mühsam schleppten wir uns weiter. So elend und schwach waren wir, daß wir einige Karibus, die uns geradezu in den Weg rannten, laufen ließen. Wir brauchten Fleisch, aber wir konnten die Gewehre nicht heben. Jim mußten wir tragen; Himmel, war der Mann eine Last!

Wie wir die Eskimostiedlung erreichten, wissen wir nicht mehr. Wir sahen Zelte und Grashäuser, wir sahen Rauch und Menschen, wir rochen Tee und Fleisch, aber es war keine Freude in uns. Wir wollten brüllen, um uns bemerkbar zu machen, aber unsere Kehlen waren verdorrt. Wir krochen auf die Siedlung zu, ja und ...

Die Eskimos nahmen uns auf. Wir haben ihnen unser Leben zu verdanken. Sie verwöhnten uns nicht mit Speise und Trank, wie es wahrscheinlich Weiße getan hätten. Sie gaben uns nach und nach mit ihren erprobten Mitteln unsere alte Kraft zurück. Wir waren bald wieder hergestellt. Jim erst nach einer vollen Woche. Er aß und trank und konnte wieder gehen. Wir hätten erwartet, daß er sofort Tabak verlangen würde, aber er tat nichts dergleichen. Er sah zu, wie die Eskimos Pfeifen schmauchten, er hätte Tabak haben können, so viel er wollte, aber er sehnte sich scheinbar nicht darnach. Seine Gesundheit wurde von Tag zu Tag besser, er wurde der Alte — nur in einer Hinsicht nicht. Jim rauchte nicht mehr.

## Die große Fermate

Erzählung von Arnold Krieger.

Martin Glöckner erhob sich vom Liegesofa, wo er nach der Untersuchung eine Weile geruht hatte. Er strich nachdenklich über sein schön erhaltenes, weißes Haar. Der Arzt hatte in dem zarten Körper des Greises keine Krankheit feststellen können. Die Kopfschmerzen und sonstigen Beschwerden seien lediglich eine Begleitererscheinung des Bitterungsumschwunges. Nur müsse sich Glöckner vor schweren Erregungen hüten, auch vor freudigen. Ueber das letzte konnte Glöckner nur bitter lächeln.

Frau Gabriele, die Gattin des alten Musikers, hatte sich nicht mit dieser allgemeinen Aeußerung zufriedengeben wollen. Sie war ein aufs Gründliche gerichteter Mensch und drängte den Arzt um genauere Auskunft. Warum ihrem Mann Erregungen schaden könnten und sogar freudige? Ob denn sein Herz schwach sei? Er hätte doch immer ein gesundes Herz ge-

habt, und in jüngeren Jahren sei er gewandert und habe Bergsteigen und Schwimmen betrieben.

Der Arzt erklärte, daß die Arterien brüchig geworden seien, und daß ein zu starker Blutdruck die eine oder andere schadhafte Stelle zum Bersten bringen könnte. Davon gebe es unter Umständen einen Schlaganfall. Gerade die Hirnadern dürften nicht in Spannung versetzt werden. „Also achten Sie bitte auch darauf, gnädige Frau, daß sich Ihr Gatte geistig nicht überanstrengt. Aber vor allem, wie gesagt: keinerlei Erregung.“

Der freundliche Arzt hatte sich dann verabschiedet, und Frau Gabriele gab sich denselben Gedanken hin wie ihr Mann. Die beiden älteren Söhne lebten in ihrer Nähe, brav und gradlinig. Der jüngste aber, der mit seiner verwitweten Schwester zusammengezogen war, unterhielt seine Eltern. Er war Pfarrer, ein etwas absonderlicher, im Grunde sehr gütiger

Mann, der seine Eltern niemals die Wohlthat fühlen ließ, der aber andererseits in ihrer Lebensgemeinschaft den Eindruck von Enge und Verstelltheit nie aufheben konnte.

Eine unerwartete Freude? Nein, davor brauchte man keine Furcht zu haben. Ja, früher einmal, vor dreißig, vierzig Jahren, sogar noch vor zwanzig, da hatte man gehofft und gerungen, mit dem Leben gehabert und bei der geringsten günstigen Aussicht innerlich aufgelaucht.

Martin Glodner hatte ein verfehltes Künstlerleben hinter sich. Mit prachtvollem Anlauf war er dereinst auf das Ziel losgestürzt. Eine neue Gattung von Oper wollte er schaffen, eine symphonische Oper mit offenem Orchester, ein allbeseeltes Musikwerk, darin der Mensch nichts anderes ist als das eingeschmeidige Instrument. Immer neue Versuche unternahm Glodner. Sein stärkstes Werk blieb der „Gast auf Delos“, das jedoch ebensowenig beachtet wurde, wie seine übrigen Opern.

Lange Zeit hoffte Glodner, durch eine öffentliche Auszeichnung von dem Fluch des Verkanntseins erlöst zu werden. Es bildete sich bei ihm die feste Wahnvorstellung, er werde den Marschner-Preis erhalten. Auch später noch, als er es aufgegeben hatte, Opern zu schreiben und sich durch Kapellmeisterei und in seinem Lehrerberuf für Musik aufrieb, sprach er gelegentlich von dem Preis, der ihm einmal zufallen müsse.

Dann wurde es still und stiller um den Alten. Als seine Finger zum Klavierspielen zu steif wurden, zog er zu seinem Sohn, dem Pfarrer, für dessen Studium er sich so viele Jahre abgequält hatte. Er hatte nichts mehr zu hoffen. Ihm war nur noch seine Ruhe teuer, und er hegte den einzigen Wunsch, am Ende seiner Tage einen freundlichen Tod erleben zu dürfen.

Da nun geschah das gänzlich Unerwartete, was diesem unausgelebten Dasein noch einmal Bekräftigung und Aufschwung geben sollte, so daß es nachher nicht heißen konnte: ein verfehltes, sondern vielmehr ein erfülltes Leben!

Es ereignete sich in der Theaterkanzlei einer Provinzialhauptstadt des Westens, daß Glodners „Gast auf Delos“ ausgegraben und begutachtet wurde. Da zufälligerweise oder begründetermaßen gerade in diesen Tagen in einer führenden Zeitschrift Glodners reichlich Erwähnung getan ward, war es bei der allgemeinen Entschlußfestigkeit der Zeit nur noch ein geringer Schritt bis zur Annahme und begeisterten Ausrufung des schwierigen Wertes.

Es entbehrt nicht der Komik, als man auf Geheiß des Intendanten den Brief an Glodner abfaßte, darin man ihm mitteilte, das Unrecht an ihm solle wieder gutgemacht werden; denn man konnte nicht um die Tatsache herum, daß Glodners Opernmanuskript fast neununddreißig Jahre lang in der „Tiefe des Archivs“ geruht hatte.

Zu Glodners Glück wurde das hochwichtige Schreiben nicht von ihm selbst in Empfang genommen. Frau Gabriele las es zuerst. Sie las mit Brille und ohne Brille; es blieb dasselbe. Sie eilte zu ihren Kindern. Auch die wußten es zunächst nicht zu fassen. Erregt flüsterten sie durcheinander. Der Vater hielt gerade seinen Nachmittagschlaf. Zu der ungeheuren Freude, zu dem Stolz auf einen Menschen, der ihnen plötzlich in neuem Lichte erschien, zu diesen Gefühlen gesellte sich sogleich die Sorge, wie der Vater dem glückhaften Anschlag gewachsen sein werde. Sie alle kamen überein, es ihm nur ganz allmählich mitzuteilen und das herrliche Ereignis in viele einzelne Kostproben zu zerlegen.

Frau Gabriele erzählte ihrem Gatten also zunächst in gleichgültigem Tone von dem großen Glück, das kürzlich ein alter, verkannter Dichter gehabt haben soll, dessen Stück plötzlich angenommen sei, nach so viel Jahren, nach unzähligen Jahren.

Glodner lächelt trübe: „Ach, Gabriele, das ist doch wohl nur ein Märchen.“

Nein, sie hätte es bestimmt gehört. Sie käme nur nicht gleich auf den Namen.“

„Und wenn schon,“ sagt Glodner verdrießlich, „was frommt uns das? Mir selbst geschieht doch nie ein Wunder.“ Frau Gabriele zuckt die Achseln. „Kann man das so genau wissen?“

„Wärme nur keine alten Torheiten auf.“

Aber Schritt für Schritt führt sie ihn dahin, wo sie ihn haben will. Er wird allmählich — es dauert Tage — in eine Hoffungsbereitschaft veretzt, die ihn selber nach einer Schicksalswende ausblicken läßt.

Jetzt ist er seinem Glück gewachsen. Mit wenigen, trockenen Worten wird es ihm kundgetan. Er drängt es ab, wehrt sich verzweifelt: „Nein, nein, ich will es nicht haben. Es soll Schluß damit sein. Ich will keinen Ehrgeiz mehr haben, will nicht mehr von vorn beginnen. Ich bin siebzig Jahre.“

Aber schon nach einer halben Stunde des Besinnens fügt er sich in sein unvermeidliches Glück. Am gleichen Abend noch wird der Antwortbrief geschrieben. Tags darauf sitzt er über einer Abschrift seiner Oper, sieht sie gewissenhaft durch, schüttelt

liebevoll den Kopf, fühlt sich an manchen Stellen wie von grünendem Moos angehaucht, von manch einem Saß bis zu Tränen hingerissen.

Frau Gabriele atmet auf. Das Gefährlichste ist für den Augenblick überstanden. Es bleibt noch die Aufführung mit ihrem stürmischen Hochgefühl und elektrischen Spannungen. Vielleicht wäre es gut, Glodner von einer Teilnahme abzuraten.

Aber er ist jetzt Funke und Feuer für das Unternehmen. Schon die Vorbereitungen verjüngen ihn sichtlich.

Auf Anraten des Ersten Kapellmeisters kürzt er das Finale, das ihm zu langweilig geraten ist. „Ich werde da eine besondere Fermate anbringen,“ sagt er zu seiner Frau. Sie hat vergessen, was eine Fermate bedeutet. Sein Gesicht bewölkt sich. Ist es so lange her, daß er mit ihr Gespräche über das Schaffen des Komponisten führte?

Eine Fermate,“ erklärte er, „ist ein Stillhalten, ein Abbremsen. Der Dirigent behält den Stab in der Höhe, solange die Pause dauern soll. Ich nun gedente an der Stelle, wo das Hauptmotiv der idyllischen Landschaftsstimmung, das sogenannte schuttfarbene Motiv im Finale verklungen ist und in das Olivenhema übergehen will, an dieser Stelle gedente ich eine große Fermate einzulegen. Sie muß ungeheuer wirken.“

Mit jedem Tag scheint sich Glodner zu verjüngen. Manchmal ist ein gefährliches Irrlichtern in seinen Augen, so daß Frau Gabriele mit Sorge denkt, ob es nicht doch zu viel des Glücks für ihn sei.

Aber den Abend der Aufführung verbringt er in ausgezeichnete Gesundheit. Er zeigt keine übertriebene Nervosität, sondern eine fast leidenschaftslose, selbstherrliche Ueberlegenheit.

Zwar läßt die symphonische Oper das Publikum kalt, aber den Berufenen unter den Hörern gewinnt dieses jugendliche Werk eines Greises in steigendem Maße Achtung, ja eine Art nüchternen Begeisterung ab.

Die Insel Delos mit ihren Trümmerhalden, ihren sieben oder acht Hirten und Fischern, den sagenhaften, im Spiel der Waldhörner aufsteigenden Erinnerungen an große Zeiten, vor allem aber dieser Gast, der eigentlich kein Mensch ist, sondern der verdichtete Bringer der Fruchtbarkeit, der dann mit unglücklich wehen Quinten wieder entschwindet, dies alles ist natürlich nicht geeignet, einen Theatererfolg im üblichen Sinne zu bewirken. Aber Glodner ist glücklich. Sein Auge leuchtet, und als die große Fermate jedes Herz in seinem Blutakt zu hemmen droht, da genießt er den in Sekunden zusammengepreßten Wonnechauer der nachträglichen Erfüllung nach einem jahrzehntelangen Leerlauf.

Einige Tage später ist Glodner immer noch in erhabener Glücksstimmung. Er wartet, fast ohne, daß er es weiß. Er sieht nicht, daß der Achtungserfolg im Alltäglichen zu verstanden droht. Da erreicht ihn ein Telegramm. Er selber nimmt es dem Boten ab. Zu spät eilt Frau Gabriele herbei. Glodners Finger zittern.

„Der Preis,“ stammelt er mit einem von Seligkeit entstellten Gesicht, „das ist der Preis! Öffne du.“

Seine Lippen sind weiß geworden. Wölchlich sinkt er zurück, lächelnd noch, aber schon leblos.

Das Herz bleibt reglos. Der große Dirigent über Leben und Tod will keinen Taktschlag mehr.

Erst nach Stunden lesen sie das Telegramm.

Hierin wird mitgeteilt, daß in dieser Saison die beiden noch ausstehenden Aufführungen nicht stattfinden könnten — aus programmatischen Gründen. Fortsetzung im nächsten Herbst.

„Das hätte ihn getränkt! Wie ihn das getränkt hätte!“ schluchzt Frau Gabriel zu ihren Kindern.

Glodner aber lächelt weiter, ein überraschter Sieger.

Er hat die höchste Auszeichnung, den schönsten Preis bekommen; Er hat, was nur wenigen beschieden ist, den Freudentod sterben dürfen.

## Fröhliche Ecke

Ohne Folgen . . .

„Ihre Krankheit scheint ja erfreulicherweise ohne Folgen geblieben zu sein.“

„Wie man's nimmt; ich habe die Krankenschwester geheiratet.“

### Erklärung

„Water, was ist ein Kalif?“

„Dumme Fragel Ein Mann aus Kalifornien.“